

Kriminal-Erzählung von Adolf Hölzl.

Der Schwurgerichtssaal zu Cincinnati ist zum Erdrücken voll. Auf der Anklagebank sitzt William Norton, wegen Mordes angeklagt. Die Akten stellen folgendes fest:

In Camperbill sind des Nachts mehrere verummte Männer in das Haus des Bäckers Liffon eingedrungen und haben ihn ermordet. Unter den geraubten Gegenständen befand sich eine altmodische Goldbroche, die selbstsam und kunstvoll mit prächtigem Malachit eingelegt war und ihrer eigenartigen Schönheit wegen von der Familie Liffon als eine Reliquie aufbewahrt wurde. Drei Monate nach dem Mord fiel einem Polizeibeamten ein heruntergekommenes Matrose auf, der sich auf dem Quai sonnte und seinen Kopf auf einem kleinen Bündel ruhen hatte. Der Polizist nahm den verlotterten Burschen fest. Man fand bei ihm die geraubte Malachitbroche.

„Wie seid Ihr in den Besitz der Broche gelangt?“ fragte der Präsident Norton.

„Durch einen Zufall,“ erwiderte der Angeklagte ruhigen Tones. „In der Seemannsneipe traf ich einen alten Matrosen, der mir das Ding zum Kauf anbot. Da ich gerade Geld hatte, nahm ich's ihm ab. Das ist alles.“

Jetzt öffnete sich die Thüre und ein schöner, stattlicher Mann in Admiralsuniform trat in Begleitung eines Gerichtsbeamten ein. Es war Admiral Hansen-Niels, der sich durch seinen Begleiter dem Gerichtspräsidenten vorstellen ließ und diesen bat, an der Verhandlung teilzunehmen zu dürfen. Er habe ein erklärliches Interesse an dem Fall, weil er einen Seemann betreffe. Selbstverständlich wurde ihm die Erlaubnis erteilt und er nahm in der Nähe der Richterbank seinen Platz ein. Die Verhandlung wurde fortgesetzt.

„Die Dienstleute des Ermordeten, Liffon,“ begann der Präsident, „haben unter Eid ausgesagt, daß Euer Gestalt, William Norton, jener des Mörders gleiche. Was sagt Ihr dazu?“

„Was soll ich dazu sagen? Wie können diese Leute nach nahezu einem Jahre einen Menschen und sei es auch nur seine Gestalt wieder erkennen, den sie nur einmal und bei Nacht gesehen? Ich befand mich damals noch auf dem Meere und kann daher den Mord nicht begangen haben.“

Zu seiner Verteidigung trat kein einziger Zeuge auf. Alles sprach für seine Schuld. Die Jury zog sich in das Rathungszimmer zurück, um nach wenigen Minuten wieder zu erscheinen und das „Schuldig“ auszusprechen.

Sobald das Wort gesprochen war, erhob sich der Angeklagte von seinem Sitze, hob die beiden Arme gen Himmel und schrie: „Ich bin unschuldig, unschuldig!“

Der Vorsitzende fragte ihn, ob er noch etwas vorzubringen habe und Norton rief nun aus: „Ich wiederhole, daß ich unschuldig bin. Ich habe den Ermordeten nie in meinem Leben gesehen.“

Blöcklich, sich befinnend, sprach er mit vor Kührung erstarrter Stimme: „Ein Mann könnte mich jetzt retten! Ja, ja, der könnte es. Dant Dir Himmel, dieser Mann ist hier.“

Ein Kaufmann der Verwandlung ging durch den Saal. Das Gesicht des Grauens und des Abscheus, das die Gemüther in Spannung versetzt hatte, verwandelte sich in Bestürzung und Zerknirschung.

„Zeigt mir den Mann,“ sprach der Richter.

„Der Mann, der mich zu retten vermag,“ verfeuerte der Strafing, „sitzt neben Euch,“ und er wies auf den erstarrten Admiral Hansen-Niels.

Der Präsident wandte sich an diesen: „Der Angeklagte scheint Sie zu kennen? Ist dies wirklich der Fall?“

„Nein, gewiß nicht,“ erwiderte der Admiral höchlichst erstaunt. „Ich habe den Mann nie gesehen.“

„Oh,“ fiel Norton ein, „erinnert Euch nur, Ihr kennt mich bestimmt, Admiral Hansen-Niels.“

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 1. Nov. 1901.

Jahrgang 22 No. 9

der westafrikanischen Station aus eingeschiffi?

„Herr Präsident,“ wandte sich der Admiral an diesen, „was der Mann sagt, ist wahr. Das Schiff der Flotte, „The Invincible“, segelte am 30. Juli mit unserer invaliden Mannschaft nach England ab.“

„Und als ich wieder gesund war,“ fuhr Norton fort, „habe ich mich auf der „Invincible“ nach Afrika eingeschiffi. Dort habe ich von dem alten Matrosen aus Mitleid die Malachitbroche gekauft, bin dann per Bahn nach Cincinnati gefahren und schmachte nun seit Monaten im Kerker.“

„Was der Mensch sagt,“ meinte Admiral Hansen-Niels, „scheint nicht ungläubwürdig zu sein.“ Und sich an Norton wendend, sagte er: „Aber mein lieber Freund, das sind noch alles keine Beweise, d. h. Ihr müßt das, was Ihr behauptet, noch mehr beweisen. Man wird Euch nicht so ohne weiteres glauben.“

„Ihr sollt sie haben, diese Beweise. Entsinnt Ihr Euch, daß Ihr am 14. Juli den Befehl zu einem nächtlichen Antritt auf die Negerstadt Tip-to-hu erteiltet, vor der wir lagen?“

„Gewiß entsinne ich mich dessen.“

„Und daß wir im Ganzen 6 Schiffe hatten? Das erste am Strand war das des Admirals Hansen-Niels? Der erste Mann, der an's Land sprang, war wieder der Admiral!“

„Das entspricht alles den Thatsachen. Ihr könnt diese Geschichte aber auch irgendwo gehört haben. Immerhin ist es möglich, daß etwas dahinter steckt. Sagt mir, wer war Euer Kapitän?“

„Mein Kapitän war Thompson. Und mein Leutnant hieß Morsell.“

„Das stimmt alles,“ bestätigte der Admiral.

„Und jetzt noch ein Wort, vielleicht glaubt Ihr mir endlich doch. Als wir in der Stadt landeten, da kam ein Neger von rückwärts mit seiner Art auf Euch zugeführt und hätte Euch getödtet, wenn nicht ein Mann dazwischen gefahren wäre und ihn mit seinem Waidmesser aufgehalten hätte. Die Art des Negers glitt an dem Waidmesser ab und hieb eine tiefe Schramme in den Kopf des Retters. Und dieser Mann hieß?“

„William Norton,“ sprach der Admiral und sprang von seinem Sitze auf.

„Nun, Admiral, hier ist die Narbe, die von dem Hieb zurückgeblieben ist.“ Mit diesen Worten beugte er den Kopf und sein wirres Haar mit der einen Hand zur Seite schlagend, zeigte er mit der anderen auf eine große Narbe, die sich einige Zoll lang an der einen Seite des Kopfes hinzog.

„Meine Herren,“ rief der Admiral aus, „der arme Bursche hat die Mordthat nicht begangen. Es ist wahr, was er sagt, er hatte zur Zeit, als der Mord geschah, die afrikanische Küste nicht verlassen. Er rettete mir das Leben und ich danke Gott, ihm das seine retten zu können!“

Norton wurde freigesprochen und man hat weder von ihm, noch von dem Admiral Hansen-Niels jemals wieder etwas gehört. Und warum? Antwort: Weil das ganze ein raffinierter Gaunerstreich war. Alles war vorher abgetarnt und der Admiral nichts anderes als ein gewandter Spießgelle, der seine Rolle vorzüglich spielte.

Was man jetzt alles von einem Musterhemann verlangt.

In unserem Jahrhundert wird Niemand die Rolle eines idealen Ehmannes mit Erfolg spielen können, es sei denn, daß er von der Wiege an hierfür vorbereitet ist. Mrs. Lavinia Hart richtet im Cosmopolitan einen berechtigten Appell an das Solidaritätsgefühl, das zwischen allen Frauen bestehen soll, und ermahnt die Mütter dringend, ideale Ehegatten für ihre künftigen Schwiegerkinder vorzubereiten. Ehemals war es der Ehrgeiz einer Mutter, die sich über die Wiege ihres Sohnes beugte, aus ihm einen Offizier mit goldenen Epauletten, einen Gelehrten mit vielen Orden oder einen zwanzigfachen Millionär zu machen; in Zukunft werden alle diese Träume von Glück und Ruhm durch das einzige Trachten ersetzt, in dem Geist und Herzen des Knegeborenen die Eigenschaften zu entwickeln, die nöthig sind, damit er eines Tages das Vorbild der Ehemänner werde.

Die Verfasserin stellt auch gleichzeitig das Programm auf, das die Familienmütter zu diesem Zweck befolgen müssen. Die wesentlichste Verbindung wird sein, daß der Mutterhemann eine eiserne Gesundheit habe. Die erste Sorge einer Mutter, die dieses Namens würdig ist, schreibt Mrs. Lavinia Hart, wird sein, ihrem Sohne den Einfluß begreiflich zu machen, den eine gute Gesundheit auf die Eheauf-

bahn eines Mannes ausübt. Das Streben nach dem Ideal ist ein begierliches Bemühen, wenn es sich nicht auf diesen Felsen stützen kann, der ein robuster Körper heißt. Ein Mann, der an chronischen Verdauungsstörungen leidet, kann kein guter Ehemann sein, und ein Gichtkranker ist unfähig, diese gleichmäßige gute Laune zu haben, die ein Vater haben muß, dessen Beispiel unzerstörbare Spuren in dem Gedächtnis seiner Kinder hinterlassen wird. Vor allen Dingen darf man auch, heißt es dann weiter, die kleinen Kinder nicht mit Zuckerrandis oder Spielzeug verwöhnen, indem man jeden ihrer Wünsche sofort erfüllt. Die Männer, die in bedeutenden Dingen die Fähigkeiten sind, Opfer zu bringen, sind erlauchlich ewoistlich in dieser Unzahl unbedeutender kleiner Einzelheiten, die das Glück oder das Unglück des täglichen Lebens ausmachen.

Der Traum der Amerikaner scheint also nach Mrs. Hart zu sein, einen Mann zu haben, der möglichst lang unter der Vormundschaft seiner Mutter steht, um dann sofort unter die Herrschaft seiner Frau zu kommen, damit er nicht die gefährliche Periode durchmacht, in der er die Freiheit bekommen könnte. Er soll, wenn er sich verheiratet, nicht mit Gewissensbissen an die Verirrungen seiner Jugend zurückdenken brauchen. Bei der Wahl seiner Frau soll er weniger auf äußere Schönheit, auf Regelmäßigkeit der Gesichtszüge als auf lebhaftes Intelligenz und sein entwickeltes Empfinden setzen, durch die auch das reizlose Gesicht seine Schönheit gewinnt. Seine Frau soll aus demselben sozialen Milieu stammen und dieselbe Erziehung erhalten haben wie er, damit die beständigen Reibungen vermieden werden. Der schlimmste Fehler eines Ehegatten wäre, wenn er mit leeren Händen käme. Er muß seine Frau zu unterhalten können, wie es ihre soziale Stellung erfordert; hat er dazu nicht genug, soll er warten, bis seine Lage sich abgeffert hat.

Regentenbesuche und die Unsummen, die sie verfrachten.

Ueber die Höhe der Summen, die vorausgibt werden, wenn ein Mitglied eines Königshauses Besuche macht, plaudert eine englische Wochenschrift: Die Kosten für die Rundreise des Herzogs und der Herzogin von Cornwall und York werden jedenfalls 1 1/2 Millionen Dollars übersteigen. Der Betrag würde noch viel größer gewesen sein, wenn der Tod der Königin nicht in Australien alle Festen und andere festlichen Veranstaltungen verhindert hätte.

Man überreicht wohl nicht, wenn man sagt, daß bei den vielen Besuchen, die die Königin Victoria während ihrer langen Regierung machte, viele Millionen ausgegeben worden sind; als bezeichnendes Beispiel kann man den letzten wichtigen Besuch — den bekannten Ausflug nach Irland — erwähnen, den sie im Anfang des vorigen Jahres machte. Auch nach mäßiger Schätzung muß er mehr als eine Viertel-Million Dollars gekostet haben.

Wie eine solche Summe verbraucht werden kann, begreift man, wenn man hört, daß eine Firma nicht weniger als \$50,000 für die Ausschmückung und Beleuchtung ausgab. Viele Tausende verbrauchten für denselben Zweck kleine Summen von ein paar Schilling bis zu ein paar Pfund. Dazu kam die Ausgabe für prächtige neue Möbel und Kunstgegenstände in der Wohnung des Vicerois, im Schloß, im Trinity College und an anderen Orten, die die Königin besuchte, die Kosten für die Kleidung und für Erfrischungen bei dem Empfang, den Wällen und der großen Truppenparade, sowie für die goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Schlüssel der Stadt und die vielen mit Malerei geschmückten Adressen, die der Königin überreicht wurden.

Jeder der jährlichen Besuche der verstorbenen Königin auf dem Continent brachte eine Ausgabe von nicht weniger als \$75,000 mit sich. Bei dem letzten Besuche bezahlte sie monatlich ungefähr \$10,000 für „Zimmer“, und dazu kamen die Kosten für die Erhaltung eines Gefolges von sechzig bis hiebzig Personen. Ein anderer schwerwiegender Punkt war der Sonderzug von Cherbourg aus, für den die französische Eisenbahngesellschaft eine exorbitante Rechnung aufstellte. Auf die Höhe derselben kann man aus der Thatsache schließen, daß der niedrige Preis für einen Sonderzug für eine Privatperson \$25 Dollars für die Meile beträgt.

Die Könige von Frankreich waren einst Meister in der Kunst der Aufnahme pöniglicher Gäste; die Republik aber zeigt durchaus keine Reigung, in dieser Beziehung weit zu geben,

aufser natürlich, wenn der Besuch von politischer Bedeutung ist. Daß Frankreich, wenn es will, diese Dinge auch in großartigem Maßstabe thun kann, bezeugen die Feierlichkeiten, die bei dem letzten Besuche des Zaren stattfanden. Sie kosteten der Regierung 1,150,000 Dollars, und die großen von Privatleuten ausgegebenen Summen haben nach einer Schätzung den Gesamtbetrag für die fünf Festtage auf 2 1/2 bis 3 Millionen erhöht. Als Präsident Faure seine Reise nach St. Petersburg machte, bewilligte ihm die Budget-Commission der Kammer die hübsche Summe von \$100,000, um seine Reisekosten zu decken.

Die Gastfreundschaft gegen andere Fürsten wird jedoch in viel weniger freigebiger Art geübt. Der kurze Besuch des Königs von Siam kostete der französischen Regierung nur \$5,550. Mit dem verglichen, was die Verwaltung von London allein in den letzten Jahren bei ähnlichen Festlichkeiten ausgegeben hat, muß man bei diesem Besuche des Königs von Siam parham gewesen sein. Der Besuch des Rhedive im vergangenen Jahr kostete der City von London \$10,000 für das Festmahl, der Empfang des Königs von Dänemark im Jahre 1893 \$9000, der des deutschen Kaisers im Jahre 1891 \$20,000, der des Schahs im Jahre 1889 \$10,000.

Aber auch diese Summen können als sehr mäßig bezeichnet werden, wenn man sich erinnert, daß vor einigen dreißig Jahren für eine einzige zu Ehren des Sultans gegebene Gesellschaft nicht weniger als \$120,000 ausgegeben wurden. Wohl die kostspieligsten fürstlichen Besuche sind die bei einem Privatmann, weil dann die Kosten von einer Person getragen werden müssen. So soll des deutschen Kaisers Besuch in Louther Castle Lord Londale eine ungeheure Summe gekostet haben. Nicht nur die Ausgabe für Änderungen und Neueinrichtungen im Schloß waren sehr groß, sondern es mußten auch allerlei provisorische Gebäude errichtet werden, um den Stab des Kaisers und die Beamten aufzunehmen. Man hat gemeint, daß alles in allem des Kaisers Besuch Lord Londale zwischen 200,000 und einer Viertel Million Dollars gekostet habe.

Vorsichtsmaßregeln in der englischen Hof-Apothek gegen Mißgriffe.

Es ist nicht leicht, die Erlaubnis zur Beschaffung der englischen Hofapothek und ihrer Einrichtungen zu erlangen, und es bedarf schon ganz vorzüglicher Empfehlungen von hoher — oder besser höchster — Stelle, um eine auch nur einigermaßen zufriedenstellende Auskunft zu erhalten. Liegt doch die Gefahr für die Unterschlebung schädlicher Medicamente für die königliche Familie sehr nahe, eine Gefahr, die nicht geringer ist, als die Bombe des Anarchisten oder der Dolch des Meuchelmörders. Die Art und Weise, wie die Medicinen für den König und die königliche Familie zubereitet werden, wird darum äußerst geheim gehalten. In erster Reihe wird auf den Tez und die Reinheit der Grundstoffe das größte Gewicht gelegt, für welchen Zweck zwei besonders vertrauenswürdigem Chemiker angeschlossen sind. Haben die bezogenen Materialien diese strenge Prüfungsstelle glücklich passiert, so werden sie an die Apotheke ausgeliefert, die jede einzelne Ingredienz in einen Glasflasken verpackt. Dieser besteht für jede einzelne Flüssigkeit oder Spezerei eine eigene Abtheilung, die wieder für sich selbst verschlossen werden kann; eine Verwachsung bei der Herstellung der Medicinen ist also völlig ausgeschlossen.

Schritt nun der Arzt das Rezept in die Hofapothek, so geschieht das in einer doppel verschlossenen Ledertasche durch einen der ältesten und zuverlässigsten Hofbedienten. Zu der Ledertasche gehört jeder der beiden Hofapotheker einen Schlüssel, so daß sie nur von beiden gemeinschaftlich geöffnet werden kann. Das Rezept wird dann von einem der beiden Herren in das gefaltete unter Doppelverschluß aufbewahrte Rezeptbuch eingetragen und darauf zur Herstellung der verschriebenen Medicin, Pillen, Salben, oder was es sonst ist, geschritten. Diese Aufgabe darf niemals von einem Apotheker ausgeführt werden, es muß stets von zweien derselben geschehen. Beide haben das Rezept mit ihrer Unterschrift zu versehen und es dann versiegelt in der unter der Kontrolle eines anderen Hofbeamten stehenden Registratur zu hinterlegen. Auf der Medicinflasche oder Schachtel muß von den Apothekern abermals das Rezept auf einer Etikette geschrieben und von ihnen unterzeichnet angebracht werden. Die Ueberlieferung an den Arzt geschieht wiederum in einer doppel verschlossenen und versiegelten Lederta-

sche, so daß eine Vertauschung ganz ausgeschlossen ist.

Für jedes Mitglied der königlichen Familie ist ein eigenes Rezeptbuch angelegt, das in gleicher Weise wie das des Königs verschlossen gehalten wird. Für die Taschen, in denen die Medicamente zur Ablieferung gelangen, hat auch der König, bezw. jedes Mitglied der königlichen Familie einen besonderen Schlüssel, so daß die Deckung nur durch den Patienten oder in seiner Gegenwart geöffnet werden kann. Die strenge Kontrolle aller zur Verwendung gelangenden Materialien erstreckt sich selbst auch auf das Wasser, das stets von den Chemikern auf seine Reinheit untersucht werden muß und in der Apotheke in versiegelten Flaschen zur Ablieferung gelangt. Auf diese Weise erlaubt man alle Sicherheitsmaßregeln getroffen zu haben, um einen zufälligen oder absichtlichen Mißgriff in der Herstellung der Medicamente unmöglich zu machen.

Thure Beestacks zu Ehren des Königs der Belgier.

Scandalöse Ausbeutung der Fremden fand in Dünkirchen, Reims und Compiegne gelegentlich des Zarenbesuches statt. Man entschuldigte diese unerhörten Preiserschraubungen schließlich, indem man sagte, daß eine derartige Gelegenheit sich den Geschäftleuten nicht alle Tage bietet. Ein Hotelier in Luchon jedoch wollte scheinbar in dieser Beziehung allem bisher Dagewesenen die Krone aufsetzen. Ein auf der Hochzeitsreise befindliches Ehepaar aus Antwerpen hatte in Luchon in demselben Hotel Wohnung genommen, wo auch König Leopold von Belgien während seiner soeben beendeten Kur wohnte. In seiner Reise waren nicht wenig erstaunt und angenehm überrascht, als sie eines Tages auch ihren Landesvater an der allgemeinen Table d'hôte theilnehmen sahen, sonst pflegte der König in seinen Gemächern zu speisen. Aber es stand ihnen noch eine zweite, nicht ganz so angenehme Ueber- räsung bevor. Als nämlich der Keller ihnen zwei Beestacks mit Erdäpfeln servirte, flüsterte er ihnen in sehr zuvorkommender Weise zu, daß die Preise aufgeschlagen seien, und zwar aus Anlaß der Anwesenheit Seiner belgischen Majestät im Speisesaal. Als die Reisenden sich von dieser merkwürdigen Anündigung etwas erholt hatten, fragten sie sehr kleinlaut, wie viel wohl unter diesen erschwerenden Umständen jene beiden Beestacks mit Kartoffeln kosten würden, die sie in der erlauchten Gesellschaft verzehren dürften. „Nur sechszehn Franken für die Portionaire“, erwiderte steif und würdig der Ganymed von Luchon. Die Antwerpener beickten sich, ihre Koffer zu packen!

Wo Frauen erfolgreich die Sägel der Regierung führen.

Weit entfernt von dem Lärm der großen Städte liegt in einer einsamen Ecke von South Pembrokehire (England) das Dörfchen Langum, das durch seine Aulenzucht und sein Weibereignis in der ganzen Umgebung bekannt ist. Seine Bewohner sind eine Rasse für sich, mit ihren eigenen Gebräuchen, ihrer Ausschließung des Fremden und ihrer äußersten Nüchternheit der Welt jenseits ihrer Grenzen. Als herrschender Gefährte existirt in diesem einsamen Dorf der Mann nicht und hat auch niemals existirt. Es ist seit unendlichen Zeiten so gewesen wie heute, und es giebt auch keine Anzeichen, daß eines Tages das männliche Regiment halt des weiblichen vorberzogen wird. Bis jetzt hat hier noch nie Unzufriedenheit die allgemeine Eintracht gestört. Ueberall bemerkt man die Oberhoheit der Frau. Auf den Seiten die Frauen das Ein- und Auslaufen der Boote, „bemannen“ sie oft und erwerben ihren Lebensunterhalt durch die See. Die Frau regelt den Haushalt, weiß ihrem Gefährten seine häuslichen Arbeiten zu und bringt ihn auf den Weg, den er gehen soll. Wenn man im Gasthaus sitzt, den Klaisch im Ort hört, fragt, wem dieses oder jenes Haus gehört, wer an der Bar steht und Bier trinkt, so hört man die Antwort, das ist Anne Palmers oder Sarah Morgans oder Rebekka Pruscotts Mann. Und man muß zugeben, daß dieses System sich sehr bewährt.

Der Ehemann in Langum verlangt kein Mittel, er wäre nicht einmaldankbar dafür. Wenn er Abends mit seiner getreuen Nachkommenschaft, die um ihn steht, vor der Hausthür steht, während Frau und Tochter drinnen den Gewinn der Tagesarbeit berechnen, wird er durch keine innerliche Unruhe gequält. Da er aller Verantwortlichkeit für das Leben beraubt ist, ist er so ruhig wie die Mäuser, die seine

Heimath berühmt gemacht hat. Seine Frauen beunruhigen ihn nicht mit ärgerlichen Klagen und hysterischen Anforderungen. Die Mode steht in Langum still, aber trotzdem entbehren diese kräftigen Ewastöchter in ihren kurzen reinlichen Flanellröcken, ihren formlosen Biber- oder niedrigen Filzhüten, ihren groben Strümpfen, deren Holzschuhe und ihren unermüdlichen Tragkörben, die sie an Lederriemen über den Schultern tragen, der Anmuth nicht.

Die Frauen Langums sind zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter unterwegs und kennen weder Ermüdung noch Furcht, sie führen das ganze Jahr ein gesundes Leben im Freien, und Krankheit scheint bei ihnen fast unbekannt. Schon früh beginnen sie ihr arbeitsreiches Leben und lernen ein Boot regieren, lange ehe sie die Schwierigkeit des Lebens überwunden haben. Mit fünfzehn oder sechzehn Jahren sind sie mit jeder Einzelheit ihres Handelns vertraut und verdienen dann das Brod für die Familie.

Ein Küchensnabe, der den Weg zum preussischen Hofhausspiel zurücklegte.

Der kürzlich verstorbene preussische Hofhauspieler Oscar Blande hat eine amufante Schilderung der Umstände gegeben, unter denen sein theatralisches Talent zum Durchbruch kam: „Ich wurde ausersuchen, die edle Rockkunst zu erlernen, was mir auch innerhalb dreier Jahre in Weizig gelang. Ich kam dann nach Berlin, um hier noch ein halbes Jahr als Volontair in einem der ersten Geschäfte mich zu vervollkommen, und hier geschah es, daß der damalige Hof- u. Casino den Entschluß, zum Theater zu gehen, in mir ermedte. Das trug sich nämlich so zu: Immer wenn der „Alte“ (man nennt fast alle Chefs so) nicht in der Küche war, las oder declamirte ich den Lehrlingen und Küchensnaben fast alle Schiller'schen und Goethe'schen Gedichte und Dramen vor; sie verstanden zwar nichts davon, hörten aber doch anständig zu, bis auf die sogenannte „kalte Mamsell“, die immer anfang, zu weinen, wenn ich declamirte, und mir dann unter Schluchzen zurief: „Gären Sie blos uff, das is zu schene! ne, aber ibar Jhnen amer auch?“ Die Dame war aus Wurzen in Sachsen.

Dabei ereignete es sich doch hier und da, daß mandmal nicht Alles „knappte“, d. h. es brannte mal ein Braten an, oder die Sauce brodelte bis zur Unkenntlichkeit ein, ja eines Tages warf einer der Lehrlinge kalt Salz in den Fischtopf eine ganze Hand voll Capernpeffer hinein, so daß die Gäste oben einen Mordstandal machten und ich, der ich als Volontair die Oberaufsicht hatte, alles auspätschen mußte. Da wollte mein Lehrling oder Glüdsstern, wie Sie's nehmen wollen, daß, als ich wieder mal Schillers Jungfrau laut declamirte und die „Kalte“ ebenso heulte, der „Alte“ ganz eilig die Treppe herabstie und ich in meiner Angst und Verwirrung das Büchlein, es war Reclam'sche Ausgabe, in den Saertochtopf warf, in welchem ich gerade, um das Anbrennen zu verhüten, herum rührte, und damit der Chef es ja nicht bemerkte, „flupfte“ ich es mit dem Rockschloß noch tiefer runter, da plötzlich sagte der „Alte“: „Schnell Blande, geben Sie her, ich will hier weiter rühren, transchiren Sie inzwischen die Fasanen“, nahm mir bei den Worten den Büffel aus der Hand und rührte langsam hin und her. Ich war starr vor Schrecken und ehe ich mich noch erholt hatte, hörte ich hinter mir die Worte: „Himmelbon, was stiebt denn in dem Koch?“

In meiner Angst hatte ich den Fasanen die Brüste kreuz und quer zerschneiden und ob sie je Keulen gehabt hatten, war absolut nicht mehr zu erkennen. Ich sah nun, wie der „Alte“ Schiller's Jungfrau mit Daumen und Feigefinger aus dem Saertochtopf zog und das Titelblatt las, mich mit vorwurfsvollem Blick ansah und sagte: „Also so! so was geben Sie sich ab? (er hatte sofort erathen, daß ich der Missethäter war). Wir sprechen uns morgen!“ Die „Kalte“ heulte schrecklich. Als ich nun in meiner Zerknirschung und Verwirrung auch noch zum Abend vier Hasen ungespickt und so braun gebraten hatte, daß sie ausfähen wie frisch geräucherter Rothwürste, da war's vollends vorbei. Noch am selben Abend sagte mir der Chef sehr gleichgültig: „Herr Blande, Sie brauchen von morgen ab nicht mehr zu arbeiten.“ An Jhnen ist Hopfen und Malz verloren, gehen Sie zum Theater. Sie sind ein Hampelmann.“ Was er mit der letzteren Bemertung sagen wollte, weiß ich heute noch nicht.

Die Nähmaschine ist das Zweirad der fleißigen Frauen.

Nicht allein durch Schaden, sondern mehr noch durch Nutzen wird man klug.

Lipton will Shamrock III. bauen. Vielleicht hat er endlich Glück, wenn das Kleeblatt dieblichsterrig ist.

Wer wird früher „alle“ werden? England oder der „alle gewordene Krieg“ Englands in Südafrika?

Ein russisch-chinesischer Vertrag. Wer dabei der Bemögliche ist, kann man sich unschwer vorstellen.